

wiesen wird, was im Sinne der katholischen Theologie die Sakramentalität der Kirche ausmacht. Und doch bezeugt das Neue Testament in vielen seiner Schriften, dass sich der gekreuzigte und auferstandene Christus mit seinen Gaben den an ihn Glaubenden in seiner und durch seine Kirche gewährt. So ist sie im Sinn des Neuen Testaments das Volk Gottes, der Leib Christi und der Tempel des Heiligen Geistes. Durch die Taufe wird ihr der Mensch eingegliedert und eben dadurch zum Christen. In der Feier der Eucharistie bestätigt und vertieft der Christ seine Zugehörigkeit zu Christus und seiner Kirche. In den apostolischen und nachapostolischen Ämtern, von denen in den biblischen Schriften ausgiebig die Rede ist, tritt die bleibende Herkömftigkeit der Kirche von Christus und ihre Verwiesenheit auf ihn und seine Sendung gestalthaft zutage.

Dies alles besagt: Das „sola scriptura“ trägt allzu abstrakte Züge, wenn wesentliche in der Bibel entfaltete Themen nicht aufgegriffen oder gar ausgeblendet werden.

Der Grundlagentext der EKD schreibt ökumenisch letztlich seit langem bekannte und eingespielte Positionen fort und fest. Wäre es nicht möglich und hilfreich, wenn sie noch einmal dem Zeugnis der Bibel ausgesetzt würden? Ohne eine neue und unbefangene Wahrnehmung der biblischen Quellen, die von allen Kirchen in je ihrer Weise erwartet werden kann, ja muss, bleiben die Versuche des Aufeinanderzugehens letztlich oberflächlich. Vor allem im Blick auf die Stellung und die Gestalt der Kirche sollten neue Übereinkünfte angestrebt werden. Sie müssten sich, um tragfähig sein zu können, wirklich auf das Zeugnis der Bibel stützen können.

Werner Löser SJ

Den Tod verdauen

Wenn das Wort verstummt: Carlo Maria Martini SJ (1927–2012)

92 Jahre alt wurde mein Großvater. Er ist 1998 verstorben und hat meine Großmutter, die dreizehn Jahre jünger war, um fünf Jahre überlebt. Über Jahre hinweg litt er an Parkinson. Groß geredet haben wir nie darüber. Was ich mitbekam, waren die vielen Stürze, wenn die Beine nicht mehr gehorchen wollten und er einfach umkippte.

Was ich hier über Carlo Maria Martini SJ zu lesen bekam¹, in einer unverstellten, teils brutal anmutenden Offenheit, hat mich sehr oft an meinen eigenen Großvater erinnert. Dieses Buch, geschrieben von Martinis letztem Sekretär, Don Damiano Modena, kann anderen helfen, ihr Schicksal bewusst in die Hand zu nehmen – um es schlussendlich aus der Hand zu geben, in die Hände eines Anderen, vielleicht des

ganz Anderen – was schwerer ist, als es fromme Ratschläge nahelegen, die die Alltäglichkeit eines Sterbens auf Raten oft unterschätzen. Zwei Tage vor Martinis Tod beobachtet sein treuer Wegbegleiter: „Er kaut lange. Unwillkürlich kommt einem in den Sinn, wie oft er über die Bedeutung der *ruminatio* gesprochen hat: über das ‚Wiederkäuen‘, das Immer-wieder-Bedenken, das Im-Herzen-Bewegen. Seit Monaten dauern die Mahlzeiten lange, doch dieses ist sicher das längste, das schwierigste, das befreiendste Mahl seines Lebens: Es geht darum, den Tod zu verdauen.“ (144)

Erspart bleibt dem Leser nichts. Der Verfall eines Großen wird hier geschildert, aus nächster Nähe. Die Beobachtungen berüh-

ren. Indiskret sind sie nicht. Aber sie beschönigen auch nichts, nur weil ein Kardinal, ein prominenter Bibelwissenschaftler und weltweit gefragter geistlicher Autor dem Tod in die Augen schaut – und langsam, sehr langsam Abschied nehmen muss von körperlicher wie geistiger Mobilität.

Veröffentlicht am 1. September 2012, einen Tag „danach“, in der Mailänder Tageszeitung *Corriere della Sera*, hatte Martini wenige Wochen vor seinem Tod mit einem letzten Interview aufhorchen lassen, in dem er feststellte, die Kirche bewiese zu wenig Mut in ihren Bemühungen, dem Menschen von heute nahe zu sein: „Die Kirche ist zweihundert Jahre lang stehen geblieben. Warum bewegt sie sich nicht?“ Man las und hörte den Kommentar – und ging zur Tagesordnung über², wie schon früher, beim Gespräch mit dem österreichischen Jesuiten Georg Sporschill, das den Titel „Jerusalem Nachtgespräche“ (2008) trug und vom „Risiko des Glaubens“ sprach³.

Diesem kleinen Bändchen nun wünscht man ein anderes Schicksal als dem Interview. Denn es ist ein Trostbuch. Martini, der Verstummete, spricht damit zu uns über seinen Tod hinaus. „Im Nachhinein über einen Menschen zu schreiben“, so Don Damiano, „ist ein wenig wie das Aufräumen nach einem Fest.“ (17)

Seit September 2002 lebte Martini den Großteil des Jahres in Jerusalem, bis sein gesundheitlicher Zustand im Herbst 2008 die Rückkehr nach Italien erzwang: „So kommt er nach Mailand, ohne Jerusalem zu verlassen: Diese Stadt nimmt er überallhin mit; sie ist in seinem Herzen. Sie ist da, manchmal wie eine schmerzende Narbe; wenn in den folgenden Jahren auch nur der Name fällt, werden seine Augen feucht. Er liebt Jerusalem.“ (22) Hätten es die Umstände erlaubt, wäre er lieber in Jerusalem gestorben, ein Grab hatte er sich bereits ausgesucht, wie er mir in einem Interview

im Januar 2008 verriet⁴. 22 Jahre lang, von Februar 1980 bis September 2002, war er Erzbischof von Mailand gewesen. Jetzt hieß „Mailand“ Gallarate, nordwestlich der Metropole gelegen: ein Jesuitenkolleg, Alterssitz vieler Mitbrüder mit Pflegestation.

Wöchentliche Ausflüge und Spaziergänge, Urlaube in den Dolomiten gehören anfangs dazu. Besucher kommen und gehen: Freunde, Verwandte, Gelehrte, Bischöfe, Kardinäle. „Eines Abends dann völlig unvermittelt jene schon erwähnte Frage: ‚Traust du es dir zu, mich bis zum Tod zu begleiten?‘ Eine verrückte Frage.“ (25) Das Datum ist exakt festgehalten: „Am 29. September 2009 beginnt der gemeinsame Weg; ohne Unterbrechungen bin ich an seiner Seite, über den Augenblick des Todes hinaus. Die Aufgabe besteht schlicht und ergreifend darin, da zu sein.“ (26) Einfach da sein – das heißt: im Hintergrund diskret zur Verfügung stehen und möglichst viel Freiheit geben, „solange es die ‚Freundin‘ namens Parkinson erlaubt“ (27). Es ist ein mühsamer Lernprozess. Konkret heißt das: Alle drei Stunden Medikamente einnehmen, sich mit der Krankheit anfreunden müssen. „Mozart“, erfährt man, „ist ein treuer Verbündeter“ dabei: „Er dreht den Lautsprecher auf wie Jugendliche, die in ihrem Zimmer durch eine volle Dröhnung ihre Einsamkeit bekämpfen wollen.“ (33) Mit der Zeit dann aber: Betreuung rund um die Uhr.

Martinis Motto als Bischof lautete: „Pro veritate adversa diligere“ – um der Wahrheit willen das Widrige lieben (vgl. 34). Seine Aktivitäten als Erzbischof zeugen von der Einholung dieses Wahlspruchs: Gegensätze, Widersprüchliches, Sperriges ließ Martini zu, schloss es nicht von vornherein aus.

Und nun: eine Chronologie des Verfalls. *Adversa diligere* – das Unvermeidliche des

eigenen Lebensendes annehmen, ja umarmen. Die Stimme wird schwächer, Sprachtherapeuten helfen, aber das allmähliche Verstummen ist unaufhaltbar. Der Geschmackssinn geht verloren: „Es ist, als würde ich Plastik kauen“ (40). Das Lesen wird immer schwieriger. Ein Elektromobil lehnt er ab, um gegenüber anderen Bewohnern nicht privilegiert zu sein. Ein Fernseher soll ablenken: „Ein Zeichentrickfilm am Morgen, eine Musiksendung zum Entspannen am Abend.“ (51) Ein Babyfon wird angeschafft, Klopfzeichen und andere Signale werden vereinbart, damit Don Damiano ständig mit dem „Padre“ verbunden ist. Martini behält seinen Humor. Betreuer und Betreuter tauschen die Rollen: Don Damiano „spielt Kardinal“. Er setzt sich auf dem Weg zum Essen in den Rollstuhl, Martini schiebt – die Überraschung sorgt für Heiterkeit im Refektor, jemand „erkennt die verborgene Botschaft: ‚Das ist eine Prophetie!‘“ (62) Depressive Schübe: Martini klagt, er verspüre „keinerlei unmittelbare geistliche Vaterschaft; ich habe den Eindruck, im Leben nichts zustande gebracht zu haben“ (72). Bei Besuchen will er andere trösten, er, der selber Trost braucht.

Am 9. April 2011 will Papst Benedikt XVI. ihn im Vatikan sehen. Die Stimme versagt dabei, der Pontifex muss ein vorbereitetes Papier Martinis lesen, in dem dieser fünf kritische Punkte notiert hat. Später gehört das Blatt zu den vom Schreibtisch des Papstes entwendeten Dokumenten und kursiert in Kopien in Rom (vgl. 81–84). Im November sehen sich die beiden, als der Papst in Brescia ist – und er ermuntert Martini, mit seinen kritischen Zeitungskolumnen fortzufahren. Die letzte Begegnung findet im Juni 2012 statt: „Das Gespräch dauert zehn Minuten. Sie trösten einander in ihrem Schmerz. Sie sind in Erwartung, wie Maria und Elisabeth: Der eine ist dabei, seinen Rücktritt zu ‚gebären‘, der andere

seinen Tod. Was gar nicht so verschieden ist“ (85).

Im August dann die letzten Besucher: Georg Sporschill SJ, Federico Lombardi SJ, der ihm erzählt, dass der Papst Martinis Büchlein „Der Bischof“ gelesen habe, Kardinal Dionigi Tettamanzi, sein Nachfolger, der 2011 emeritiert wurde, Verwandte, der amtierende Erzbischof, Kardinal Angelo Scola.

Don Damiano fragt Martini, ob er etwas braucht. Die Antwort: „Ich bin bereit für den Tod.“ (145) Der 31. August 2012 ist ein Freitag. Jesus ist um drei Uhr gestorben. „Nach drei Jahren, die wir zusammen verbracht haben, weiß ich, dass man bei Carlo Maria Martini nie abgelenkt sein sollte, nie. Ich beobachte, wie er atmet. Wie viel hat er in Bewegung gesetzt ... Dann der letzte Atemzug ...“ (149): Freitag, 15:40 Uhr. Eine Frau bringt einen Blumenstrauß aus dem Park. Niemand beachtet ihn. Zwei Wochen später blüht er immer noch, wie am 31. August. Welches Bild könnte besser aussagen, was Carlo Maria Martini in seinem Leben als Jesuit, Wissenschaftler, Erzbischof und Kardinal zum Blühen gebracht hat? Über seinen Tod hinaus. *Andreas R. Batlogg SJ*

¹ Damiano Modena: Carlo Maria Martini. Wenn das Wort verstummt. München: Neue Stadt 2014. Gb. 158 S. 16,95.

² Vgl. Andreas R. Batlogg, Der unerhörte Kardinal, in: Stimmen der Zeit 230 (2012) 793–794. – Der Text des Interviews ist leicht zugänglich in: Carlo Maria Martini, Gottesspuren. München 2013, 243–247.

³ Vgl. ders., Jerusalemer Nachtgespräche, Kardinal Carlo M. Martini im Gespräch mit Georg Sporschill, in: Stimmen der Zeit 226 (2008) 420–423.

⁴ Vgl. „Jerusalem, der Traum meines Lebens“. Ein Gespräch aus der Heiligen Stadt über Christen, Juden und Muslime sowie die Einzigartigkeit Jesu, in: Die Furche (Wien), 21. 8. 2008, 9.